

## Die Schriftstellerin Maryse Condé

Maryse Condé, 1937 auf der Antilleninsel Guadeloupe geboren, hat mit dem historischen Roman «Segu» ein versunkenes Königreich am Niger beschworen. Vermehrt konzentriert sie ihre Arbeit nun auch auf ihre heimatliche Kultur.

47

# Wandlung als Lebensprinzip

## Eine Begegnung mit der Autorin Maryse Condé

Maryse Condé hat viele Gesichter. Auf den Photos, welche die Klappentexte ihrer Bücher illustrieren, schaut sie jedesmal wieder anders aus. So mühelos, wie sie die Schauplätze ihrer Romane und Erzählungen wechselt, die sie einmal nach Afrika, dann auf die Antillen oder auf den latein-amerikanischen Kontinent verlegt, scheint die karibische Autorin auch ihre äussere Gestalt verändern zu können. Bei uns wurde sie vor allem durch ihren Bestseller «Segu» bekannt, einen monumentalen historischen Roman über ein versunkenes Königreich am Niger.

In natura wirkt sie zurückhaltend, sie spricht mit leiser Stimme, antwortet in präzisen, wohlformulierten Sätzen. Ihr Blick verrät tiefe Nachdenklichkeit, aber auch eine Spur von Weltmüdigkeit, als hätte sie genug vom ständigen Kampf an vorderster Front. Doch der Eindruck täuscht. Die Schriftstellerin aus Guadeloupe, die zurzeit in Harvard eine Gastprofessur für frankophone antillische Literatur innehat und danach ihre Lehrtätigkeit an der Universität von Virginia fortsetzen wird, ist genauso kreativ wie immer. Im September kommt bei Robert Laffont in Paris ihr nächster Roman heraus, und bereits arbeitet sie an einer neuen Erzählung und weiteren Projekten.

Trotz internationalem Renommee muss sich Maryse Condé zu Hause – das heisst auf der Insel Guadeloupe, wo sie 1937 geboren wurde und die sie mit sechzehn Jahren verliess, um erst nach über drei Jahrzehnten wieder heimzukehren – den Vorwurf gefallen lassen, nicht in ihrer Muttersprache, dem Kreolischen, zu schreiben. Warum bedient sie sich in ihren Publikationen konsequent des Französischen? – Auf den Antillen werde oft vergessen, dass die Beziehung zur kreolischen Sprache je nach individueller Biographie verschieden sei, erklärt die Autorin: «Als Kind sprach ich zu Hause mit meinen Eltern nicht kreolisch, aber

in der Freizeit, mit den anderen Kindern. Doch später spielte sich mein Leben anderswo ab, etwa in Afrika. Ich habe das Kreolische erst wiederentdeckt, als ich 1985 nach Guadeloupe zurückkehrte, um dort zu leben.»

Um das Verhältnis von Sprache und Identität ging es auch in einem Vortrag, den sie neulich unter dem Titel «Ecriture plurielle, écriture antillaise» in Bern und Freiburg hielt. «Die Geschichte der Literatur von Guadeloupe ist sehr kurz, sie begann erst Anfang dieses Jahrhunderts, aber sie ist gleichzeitig sehr komplex. Die unterschiedlichsten Stimmen bemühten und bemühen sich mittels verschiedenster Techniken und Erzählstrategien, das Problem der antillischen Identität zu lösen. Schliesslich gibt es nicht nur *eine* antillische Art zu schreiben, nicht nur *eine* Art, sich antillisch zu definieren», legt sie ihre Auffassung dar, die sie mit anderen Autoren ihrer Heimat teilt, etwa mit Xavier Orville oder Daniel Maximin. Die Verbundenheit mit der Kultur Guadeloupes und der Antillen lasse sich auch ausdrücken, ohne notwendigerweise die kreolische Sprache zu benutzen. «Jedem seine Literatur, jedem seine Kreolität» lautet ihr Credo.

Ihr Verhältnis zur französischen Sprache hat sich verändert, seit sie hauptsächlich in den USA lebt: «Für mich sind das Kreolische und das Französische nicht länger Gegensätze, sondern es sind die zwei Seiten meiner antillischen Identität.» Wenn sie im Rahmen ihrer Lehrtätigkeit in Amerika zum Beispiel Autoren aus Haiti oder andern frankophonen Ländern treffe, empfinde sie die kulturellen Gemeinsamkeiten dort, fern von zu Hause, noch stärker. «Wir haben im Innern dieses sehr weiten Kreises, den die französische Kolonisation um uns gezogen hat, eine ähnliche Art, uns zu begegnen, unsere Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu betrachten. Wir fühlen eine Ver-

wandtschaft der kulturellen Beziehungen, egal ob jemand aus Quebec, den Antillen oder Westafrika stammt.»

Dennoch bleibt ihr Verhältnis zu Frankreich gespalten. «Wir sind eine sehr kleine Insel, auf welcher die französische Kolonisation grosse Verheerungen anrichtete», begründet sie etwa die Tatsache, dass in Guadeloupe die alten Religionen nicht überlebt haben, im Gegensatz etwa zum Voodoo-Glauben in Haiti oder zur Santeria in Kuba. Die Protagonisten ihres in Kolumbien spielenden letzten Romans, «La colonie du nouveau monde», träumen von der Rückkehr zu den Wurzeln und den traditionellen Religionen. Sie trachten nach der angeblichen Harmonie vergangener Zeiten, doch ihre Bemühungen scheitern.

Zu dieser Erzählung inspirierte Condé eine Familie aus Guadeloupe, in ihrer religiösen Weltanschauung den Rastafaris verwandt, die es aber nie schaffte, die Insel zu verlassen. Eigentlich hätte das Buch zum 500-Jahr-Jubiläum der Ankunft Kolumbus' in Amerika erscheinen sollen, kam dann aber ein Jahre verspätet heraus. Es ging ihr darum zu zeigen, «dass die Neue Welt nicht derart fröhlich, erfolgreich und erheiternd ist, wie nach der sogenannten Entdeckung Amerikas verheissen, als man glaubte, nun werde sich alles ändern, die neuen Dimensionen würden die Erde glücklicher und friedlicher machen».

Aber Maryse Condé resigniert nicht, selbst wenn sie feststellt, dass «wir auf den Antillen nie die Welt verändern noch Revolutionen machen oder erfolgreich für eine bessere Gesellschaft kämpfen konnten». Sie fährt fort zu schreiben. Auch die vor einigen Jahren begonnene Zusammenarbeit mit einer lokalen Theatertruppe in der Nähe ihres Wohnortes auf Guadeloupe will sie fortsetzen, denn «Bücher werden bei uns nur von einer elitären Minderheit gelesen». Tausende strömten herbei, um ihre letzten Theaterstücke – in Kreolisch – zu sehen. Bald soll das vierte Stück auf die Bühne kommen. Condé schreibt den Entwurf in Kreolisch und lässt die Schauspieler, die das Kreolische besser beherrschen, auf dieser Grundlage improvisieren. Eine bereichernde Erfahrung, findet sie, bedauert aber, zu Konzessionen an den Publikums geschmack verpflichtet zu sein: «Wenn ich Romane schreibe, bin ich als Autorin freier. Und meine Romane sind im allgemeinen eher traurig. Das Volkstheater hingegen zwingt mich, optimistisch zu sein, die Leute zum Lachen zu bringen, auch wenn der Ausgangspunkt des Stückes ernst ist.»

Ines Anselmi

Werke von Maryse Condé: «Segu. Die Mauern aus Lehm» und «Wie Spreu im Wind», Kiepenheuer & Witsch, Köln 1988/93 (beide übersetzt von Uli Witmann); «Unter den Mangroven», Knauer TB, München 1991 (übersetzt von Ingeborg Ebel und Traudl Weiser); «La colonie du nouveau monde», Ed. Robert Laffont, Paris 1993.